

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 31.

Grand Island, Nebr., 2. September 1910. Zweiter (Theil.)

Nummer 2.

In die Heimath.

Traute Heimath meiner Lieben
Sinn' ich still an Dich zurück,
Wird mir wohl und dennoch trüben
Sehnsuchtsstränen meinen Blick.

Stille Weiler, grün umfungen
Von besüßendem Geträuch:
Kleine Hütte, voll Verlangen
Denk' ich immer noch an Euch.

An die Fenster, die mit Reben
Sinn' mein Vater selbst umzog,
An den Birnbaum, der daneben
Auf das nied're Dach sich bog.

An die Stunden, wo ich Meisen
Am Hollunderfaßlein fing,
An des stillen Weibers Schleusen,
Wo ich Sonntags fischen ging.

Was mich dort als Kind erfreute,
Kommt mir wieder lebhaft vor,
Das bekannte Dorfgeräusch
Widerhallt in meinem Ohr.

Selbst des Nachts in meinen Träumen
Schiff ich auf der Heimath See,
Schüttle Aepfel von den Bäumen,
Wähle ihrer Wiesen Alee.

Lächel' aus ihres Brunnens Röhren
Meinen Durst an schweißem Tag,
Blüht im Walde Heidelbeeren,
Wo ich einst im Schatten lag.

Dann erblick' ich selbst die Linde,
Auf den Kirchenplatz gepflanzt,
Wo geküßt im Abendwinde
Unfre frohe Jugend tanzt.

Wann des Kirchthurms Giebelhöhe,
Halt im Obstbaumwald versteht,
Wo der Storch auf hohem Stiege
Friedlich seine Jungen setzt.

Traute Heimath meiner Väter
Wird bei meines Friedhofs Thür
Nur einst, früher oder später,
Auch ein Ruheplätzchen mir?

Das Neugeborene.

Stizze von Draga Ritische-
Hegedusic.

Als sie geboren wurde, war ein
Lichtdurchsonneter Märztag und wenn
man so recht tief athmete, spürte man
schon Weibendunst und Frühlings-
leben.

Acht Jahre war ich damals alt,
aber ich erinnere mich, als sei es
erst gestern gewesen, an das fast
mütterliche Beschützergefühl, das in
mir erwachte, als ich das kleine
Frühlingskind zum ersten Mal sah.
Am Hof spielte ein Leiermann und
ich stand in schweigender Verlegen-
heit, die nicht ganz todeslosen Fährte
im Rücken, während die Schwarzwöl-
deruhr an der Wand ungleichmäßig
tickte. Mutter tastete leise nach mei-
ner Hand und die Luft schien mir
plötzlich bang und schwer, als horchte
eine große Stille um mich auf.

„Wilst Du dein kleines Schwe-
sterchen sehr lieb haben, Wildfang?“
Draußen aber gackte die Sonne und
wob goldene Streifen um die Wiege.
Da lachte ich der Mutter fröhlich
zu.

Und sie wurde wirklich unser
Sonnentind, die kleine Hela, und hat
es wohl selbst nicht gewußt. Denn
im Anfang war eigentlich niemand
so recht um ihre Ankunft froh gewe-
sen. „Mein Gott, ein Mädchen wieder,
wo doch schon zwei da waren“, und
der stolze Vater hat gewiß von einem
frischen Bubensgeruch, der jauch-
zend das Schaukelstößel befeigte und
den Papierhelm fest auf die blonden
Locken drückte. Das hatten wir mit
dem feinen, sicheren Kindergefühl
längst heraus. Aber hat das wir
nun unter kleinen Schwesterchen dop-
pelt lieb gehabt hätten, schlossen auch
wir uns trotzig ab und erzählten
uns des Abends flüsternd in der
Kinderstube wie wenig Zeit die Mut-
ter jetzt für uns habe, und daß es
unter Großmama's Aufsicht gar nicht
mehr so „toll-lustig“ wäre, wie früher.

Und als wirklich der Frühling
kam und eine warme, liebliche Sonne
verhohlen die ersten Reime weckte,
sannen wir zwei Tölköpfe über
neuen, heimlichen Streichen nach, und
besonders ich, der die Schulbücher
nur zum Aergern geschafften dünkten
— ließ alles Studiren beiseite und
lebte wie ein unendlich faules, aber
freies und glückliches Kind.

Doch die bittere Strafe sollte nicht
lange auf sich warten lassen.
Eines Tages, wir standen eben
vor der Prüfung, wurde ich aufge-
rufen. „Erzähle mir etwas vom Re-
gen, Thau und Nebel, und wodurch
solche Niederschläge entstehen!“
Ich stand wie eine Salzsäule.
„Nun?“ Die strengen Augen der

Lehrerin sahen mich erwartungsvoll,
dann durchdringend an.

„Antworten, antworten!“ rief es
in mir und ich preßte die dunkle
Schulfschürze zwischen den zitternden
Fingern. Aber wie konnte ich das,
wo sich neben mir das weitgeöffnete
Fenster befand, dessen Riegel der
hürmische Frühlingswind übermü-
thig rüttelte, daß man kaum die
keine Lerche hörte, die eben jubelnd
emporstieg? Und soviel ich auch
meine Gedanken zu sammeln suchte
— immer wieder muhte ich auf das
kleine Lied horden, welches so innig
klang, daß mich fast eine Art von
Verzückung überkam.

Ringsumher ging ein leises Flü-
stern und Lachen durch die Klasse
und ich wußte, daß jetzt bald ein
Hagel von Vorwürfen auf mich her-
niederprasseln mußte. Da fuhr ich
auch schon erschreckt zusammen.
„Ruhe, Mädchen!“ Eine schwere Ge-
witterwolke drückte auf den Raum.
Und dann sprach die Stimme der
Lehrerin langsam: „Also nichts weißt
Du — nicht ein Wort? ... Gut
dann, Du sollst aus Strafe den
Satz: „Ich habe nichts gelernt“,
zehnmal aufschreiben und Deine
Mutter wird ihre Unterschrift da-
runtersetzen!“

„Eine Strafe — meine Mutter?“
Verständnislos sah ich in das re-
glose, strenge Gesicht und begriff lang-
sam. Das Blut stieg mir in die
Wangen und ich fühlte, daß mir die
Tränen kamen. „Was würde Mut-
ter nur sagen, — meine liebe, arme
Mutter, die noch heute Morgen mit
so sanft und zärtlich über's Haar
getrichen hatte: „Bist Du auch im-
mer brav, Liebling, daß ich mich
nicht trüben muß?“

Um Gotteswillen, nur das nicht,
das hatte ich nicht gewollt! Wie
würde sie leiden, die liebe, gute Mut-
ter!

Da fiel mir in meiner Noth das
kleine Schwesterchen ein. Und einer
plötzlichen Eingebung folgend, stam-
melte ich, trampfhaft auf die Bank
setzend, halb glückselig, halb besorgen:
„Verzeihen Sie mir doch, bitte, —
bei uns ist so schrecklich viel Neues!“
Und dann, geheimnißvoll wichtig:
„Ich hab' nämlich ein kleines Schwe-
sterchen getriegt!“ Keine Antwort.

Der lose Fensterriegel knarrte lu-
stig fort und ein breiter, goldiger
Strahl Sonne glitt über die Schul-
bank hin, und streifte mich wie ein
liebendes Lächeln.

Vorsichtig hob ich den Kopf.
Da sah ich in ein völlig verändertes
Gesicht und durch das fröhliche
und befreundete Lachen der Kinder
leuchteten mir zwei Augen entgegen,
wie ich sie in solch' milder Klarheit
nur ein einziges Mal gesehen. Und
eine liebe Stimme, deren Klang mich
gleichsam zärtlich umfing, sagte
freundlich:

„Ja, da hast Du freilich keine Zeit
gehabt! Wie alt ist denn die Kleine?
Kommt zwei Wochen, sagst Du? Nun,
so will ich Dir für diesmal die
Strafe erlassen, — aber nächstes
Mal verpflicht Du mir, fleißiger zu
sein, nicht wahr?“

Es klang fast wie eine gütige Mut-
ter zum Kinde spricht ...

Da nickte ich nur. Und trotzdem in
mir alles wahrhaft licht und festlich
war, liefen mir doch die kühlen Thrä-
nen über die Wangen.

Zu Hause aber bin ich zur Wiege
gelassen und habe dem kleinen
Schwesterchen meinen Dank gesagt.
„D, Du, Du — wir wollen uns
immer lieb haben — nicht wahr?“
Und wieder spürte ich wie ein war-
mes Gefühl mich überflutete und
wie innig fest das Band war, das
uns umschloß. Damals hat mich die
kleine Hela freilich noch nicht ver-
standen. Großartig und verwundert
hat sie mich angesehen und hätte bald
ängstlich zu meinen begonnen, als ich
sie so heiß und festig aus ihren
Träumen weckte.

Lange Jahre später brachte mir
der Abend eine stille Dämmerstunde
und da habe ich den lauschenden Kin-
derohren die kleine Erinnerung aus
der Schulzeit erzählt. Die lieben,
ehrlichen Augen haben mich lange
und nachdenklich angesehen. Ich fühlte
ein Schwanke in dem kleinen Her-
zen, sah ja deutlich den Kampf
in dem feinen Kindergesicht: Hatte
ich sie also nur deshalb lieb gewonnen,
weil sie mir einst unbewußt aus pro-
her Angst und Neugier geholfen
oder war dieser Vorfall nur der Ruf
gewesen, der meine schummernde
Liebe geweckt, die Bräute auf der ich
hinüberfand zu ihr?

Draußen sanken die Schatten, füll-
ten lautlos das Zimmer, aber ich
rührte mich nicht. Selbst mußte das
zitternde Herz den Weg zurückfinden,
— und so schwieg ich; erwartungs-
voll, lange ... Bis durch die Dun-
stheit eine Hand sich in die meine

stahl, und ein Arm mich sicher um-
schlang ... Da schloß ich flüchtig
in die Arme — mein kleines Schwe-
sterchen! —

Seemannslos.

Stizze von Max Stark, Neb.

Wir sollten am 14. Oktober des
Jahres 18... von Hamburg aus in
See gehen, hatten bereits am 11. Okt.
alle Fracht und Ladung eingenommen,
sobald unser Schiff, ein kleiner Dampf-
er von 6000 Tonnen, schon zwei Tage
vor der festgesetzten Zeit seklar ge-
macht worden war. Der größte Teil
unserer Ladung war für amerikanische
Hafenstädte bestimmt. Kurz nach dem
Frühstück am 14. Oktober ließ uns
unser alter graubärtiger Kapitän, er
stammte von Bortau, auf Deck an-
treten, musterte uns der Reihe nach
mit strengem Blick, machte uns beson-
ders auf unsere Pflichten aufmerksam
und entließ uns am Schluß seiner
Rede mit den Worten: „Na, Junge, ich
hoff', wie wüßt oot dütt mol eine
goode Reif' hebben.“ Kurz nach Mit-
tag wurden denn auch die Tauen losge-
macht und der Anker rastele aus der
Tiefe empor.

Ein kleiner Schlepper brachte uns
bis Skulau, wo wir uns im freien
Wasser befanden. Da wir zunehmende
Ebbe hatten, kamen wir schnell vor-
wärts, so daß wir schon nach vier
Stunden Gurbahn hinter uns hatten.

Glücklich und ohne Aufenthalt ka-
men wir durch den englichen Kanal.
Hatten wir bis dahin gutes Wetter,
so empfing uns hier eine hochgehende See.
Unser Schiff tängelte bald oben auf den
Wellen, bald gleich einer Kutschale, bald
schob es in die Tiefe, als ob das er-
regte Meer es verdrängen wollte. Volle
drei Tage hatten die Wellen ihr Spiel
mit dem Schiffe getrieben, als sich die
Gewalt des Ozeans zu brechen schien,
so daß das Meer etwas ruhiger wurde.
Aber ach, hatten wir vorher gehofft,
so war die Enttäuschung jetzt um so grö-
ßer. Der Sturm, der für kurze Zeit
abgeklaut war, schien nur eine Ruhe-
pause gemacht zu haben, um einen här-
teren Angriff auf unser Schiff auszu-
führen. Das Fahrzeug trachtete in al-
len Fugen und es war uns gar nicht
mehr möglich, festzustellen, ob wir
vornwärts kamen oder nicht, derrauchen
hatte der Sturm es in seiner Gewalt.

Der Kapitän stand jedoch mitten in
diesem Unwetter und Seegang am
Steuer, es schien, als ob nichts im-
stande wäre, seine Kraft und Aus-
dauer zu brechen.

Es mochte am 20. Oktober gegen 8
Uhr abends sein, als eine schwere
Sturzwelle über das Schiff ging, alles
mitnehmend, was sich an Deck befand,
so ging die Kommode, Schiffsleitern,
Taufe und viele andere Gegenstände
über Bord, kurz, das Deck war ganz
glatt geworden, alles war verschwun-
den, auch ein Theil der Keeling an der
Bordbordele.

Aber nicht genug damit. Unser al-
ter, braver Kapitän hatte während die-
ser harten Zeit zu viel Strapazen
durchgemacht, sich aber nicht die nötige
Ruhe gegönnt. Jetzt übermannte ihn
die Schwäche; um 10½ Uhr rief er den
Steuermann zu sich auf die Komman-
do-Brücke, damit er seinen Posten ver-
sehe, und der Kapitän mußte von zwei
Matrosen in seine Kabine getragen
werden, er konnte nicht mehr gehen vor
Schwäche, so groß waren die Anstren-
gungen für ihn gewesen.

So lag er drei Tage, fast immer
ohne Bewußtsein, dann erholte er sich
wieder, und da inzwischen gutes Wet-
ter eingetreten war, so konnte er an
Deck spazieren gehen. Die Mannschaft
war inzwischen eifrig beschäftigt gewe-
sen, die größten Schäden zu reparieren
und auszubessern. Da geschah das
Unerwartete. Der Kapitän sah in sei-
ner Decke eingehüllt und rauchte auch
sein kurzes Pfeifchen. Pflötzlich höf-
te er einen leisen Schrei aus, die Pfeife
fiel zu Boden und unser alter Kapitän
war nicht mehr unter den Lebens-
den. Ein Herzschlag hatte seinem Le-
ben ein Ende gemacht. Am folgenden
Nachmittag, es war der 27. Oktober,
übergaben wir unseren guten Kapitän,
nachdem eine kurze Ansprache gehalten
worden war, dem Wellengrabe. Wir
führten weiter, waren aber erst einige
Meilen von dem Grabe unseres Kapitäns
entfernt, als es plötzlich einen
Stoß gab, der das ganze Schiff erzit-
tern machte. Alles eilte nach unten,
nur der Steuermann blieb auf seinem
Posten; er sollte bald genug erfahren,
was geschehen war, das Schiff war auf
einen Felsen gerannt, hatte ein großes
Loch bekommen und war dem Untergang
geweiht.

Mit einer nahezu unheimlichen
Ruhe und Kaltblütigkeit gab er das

Commando: „Boote klar machen zum
Ausschwimmen.“

Das Wasser stieg schnell höher im
Schiffsrumpf und als er sah, daß das
Schiff verloren war, gab er den letzten
Befehl: „In die Boote!“ In jedes
Boot gingen vier Mann und stiegen
ab. Unser tapferer Führer stand aber
immer noch auf der Kommando-Brücke.
Schon reichte ihm das Wasser bis zu
den Knien, da stürzte er sich, kurz ent-
schlossen, in die Fluten und wir tonn-
ten ihn glücklich in das größere Boot
ziehen.

Vier Tage trieben wir noch auf
hoher See umher bei großer Kälte und
Entbehrungen.

Endlich, am fünften Tage, nachdem
wir zwei Tage kein Wasser und Pro-
viant mehr gehabt hatten, wurden wir
von einem Schiffe gesichtet, es kam
uns zu Hilfe und nahm uns auf. Nach
zwei Tagen kamen wir in New Or-
leans an.

Da wir alle bis auf den Tod er-
schöpft waren, wurden wir in ein
Hospital gebracht. Unser Führer erlag
einem schlimmen Fieber. Auch zwei
Matrosen starben infolge der ausge-
standenen Strapazen.

Wir übrigen sechs kamen mit der
Zeit und infolge sorgfamer Pflege wie-
der zu Kräften und konnten nach der
Heimat, wo wir so frisch und froh
fortgefahren und jetzt nur das nackte
Leben gerettet, heimkehren.

Hamburg ohne Fernsprecher.

Hamburg, 12. Juli. Es ist eine
Wahrscheinlichkeit: Unsere Zeit ist von
ihren Verkehrsmitteln abhängig.
Könnte man sich auch nur wenige Tage
ohne Eisenbahnen denken? Ohne Tele-
graphen, ohne Fernsprecher? Ge-
sonders der Fernsprecher ist im Ge-
schäftsleben geradezu unentbehrlich ge-
worden, und setzt den Fall, er ver-
schwände auf einige Tage ... Aber
gerade das haben wir ja erleben in
Hamburg erlebt, erlebt mit einer Schä-
fe, die für die gesamte Geschäfts-
welt Hamburgs den Charakter einer
Nothlage annahm. Wer es miterlebt
hat, wie man in den verschiedenen Bu-
reaus der großen Reserverien, Banken
und sonstigen Verkehrs- und Handels-
unternehmungen Hamburgs händere-
nd und verzweifelt vor der unerbit-
lichen Thatsache stand, daß kein Fern-
sprecheranruf fast einen ganzen Tag
lang zu erhalten war, der kam in sei-
nem Galgenhumor vielleicht unwillkür-
lich auf die Variante: Telephonieren
ist möglich, Leben ist nicht möglich. Man
denke: heutzutage, wo große Werth im
Geschäftsleben davon abhängen, daß
man die schnellste Verbindungsmög-
lichkeit ausnutzt, ist das in der „City“
konzentrierte Hirn einer Geschäftsstadt
erster Ranges wie Hamburg ohne
Fernsprecher: keine Verbindung mit
Berlin, Bremen, Köln, London, Paris
usw. ist möglich, weil das Amt einfach
auf den Anruf nicht reagiert. Man
muß sich auf das in vielen Fällen weit
schwerfälligeren Telegraphiren ver-
legen, auf diese Weise die oft werthvolle
und geradezu unerlässliche mündliche
Verbindung von Person zu Person
entbehren und dazu Kosten aufwenden,
die sich für die Zeit der Hamburger
Störung auf Hunderttausende belau-
fen haben. Der Schlag traf uns so
harter, wirkte um so mehr als regel-
rechte Katastrophe, als wieder die amt-
lichen Stellen, nach das große Publi-
cum das Verhängnis befürchtet hatten.
Wohl rechnete man damit, daß sich mit
der Eröffnung des Betriebes in der
neuen hamburgischen Fernsprechzentrale
mehr oder weniger unangenehme
Störungen und Unbequemlichkeiten, gleich-
sam Kinderkrankheiten, für die ersten
Tage erheben würden, das war aber
auch alles. Man wollte dergleichen
gern in Kauf nehmen gegenüber den
mannigfachen Vorteilen und auch
thatsächlich vorhandenen Vorteilen des
neuen Systems, die hauptsächlich auf
eine bessere Verbindung und auf
eine schnellere Verbindungen hinauslie-
fen.

Mit einer gewissen Feierlichkeit voll-
zog sich der Uebergang zu dem neuen
Verkehrsmittel. Am Samstag abend
sollten bis zu einer gewissen Stunde
die verbindenden Drähte zu den alten,
mit Westturbel versehenen Apparaten
durchgeschnitten werden, was jeder
Teilnehmer selbst zu befehlen hatte.
Man that es mit dem erhebenden Ge-
fühl, den Uebergang zu einer neuen
Vertragsperiode zu bewerkstelligen.
Dabei hat man allerdings auch die
Empfindung als bange Unterfrö-
muna: wird auch alles klappen? Der
alte Apparat war für die Samstags-
nacht ausgeschaltet, am Sonntag sollte
der neue, kleine Apparat, bisher ein
Taubstummer, Leben, Sprache und
Gehör gewinnen. Er sah eigentlich

gar nicht danach aus, hatte keine West-
turbel und nahm sich gegenüber den
alten Apparaten so winzig aus, daß
man ihm sicher nichts zutrauen hätte,
wüßte man nicht, daß mitunter in den
kleinen der fähigste Kern steckt, und
hätte man nicht die lüdnigsten Ver-
sicherungen einer so überaus glaub-
würdigen Behörde, wie der Oberpost-
direktion, daß der kleine turbellose
Apparat seine Sache viel besser machen
würde als sein alter Kollege. Damit
auch ja alles recht glatt vor sich gehen
möge, hatte man fast allgemein den
Wunsch der Behörde erfüllt, am kom-
menden Sonntag, dem ersten großen
Tage des neuen Betriebs, seine Neu-
gierde zu zügeln und das Amt nur in
unerlässlichen Fällen anzurufen. Und
nun kam der Montagmorgen! Bei der
Uebermittlung eines Anrufs leuchtet
auf dem Amt für jeden Teilnehmer ein
kleines Signallämpchen. Schon etwa
um die neunte Morgenstunde standen
nahezu sämtliche 35.000 Anruf-
lämpchen auf dem Amt mit einem
Schlage unter Strom und Licht.

Ganz Hamburg hatte sich mit Muth
auf die neuen Fernsprecher gefügt,
teils um ersichtliche Verbindungen her-
zustellen, in der Hauptsache aber wohl,
um die „Kiste auszuprobieren“, ein An-
reiz, dem namentlich die Herren Lehr-
linge und sonstigen jüngeren Semester
in den verschiedenen Bureaus nicht wi-
derstehen zu können glaubten. Daß
die blasse Neugierde vorherrschte, er-
gibt sich aus der Thatsache, daß Tau-
sende von Anrufen kamen, ohne daß
Verbindungen gewünscht wurden. Die
Beanspruchung des Amtes betrug bei
dieser Ansturm nach amtlicher Mitthei-
lung mehr als das Hundertfache des
Normalen, und der Stromverbrauch
war so stark, daß eine Hauptversicherung
für die Stromzuführung von der
Centralbatterie nach dem Umschalt-
system durchschmolz. Das Amt war
vollkommen rathlos. Man begnügte
sich nicht damit, eine neue Sicherung
einzusetzen, da man infolge des un-
verminderten Ansturms ihre erneute
Schmelzung befürchtete, sondern ent-
schloß sich zu dem Radikalmittel: den
Gruppen, von denen die Beanspru-
chung der Leitungen hauptsächlich aus-
ging, die Mäßigkeit des Anrufs voll-
ständig abzuschneiden. Auf diese
Weise sah sich auch die große Gruppe
3, die die eigentlichen Geschäfts-
schlüsse umficht, vom Fernsprecher-
netz abzuschneiden und damit in die
größte Nothlage verlegt. Bis in die
späten Nachmittagsstunden hinein dau-
erte diese schier bis zur Unerträglich-
keit gesteigerte Störung, und erst ge-
gen Abend, wo natürlich die meisten
Bureaus schon geschlossen waren, tonn-
te man Verbindungen erhalten. Das
Merkwürdige ist nun, daß die mitun-
ter stundenlangen Störungen des
Fernsprechbetriebs in Hamburg bis
heute angehalten haben. Es kann
keinem Zweifel unterliegen, daß die
Teilnehmer, durch den Schaden und
die Zeitungen noch besonders getraut,
eine mißbräuchliche Benutzung des
Fernsprechers seit der Montagstata-
strophe unterlassen haben. Gleichwohl
waren auch noch heute, Mittwoch vor-
mittags, die Anschlüsse der ganzen
Gruppe 3, theilweise auch die der
Gruppe 7, für mehrere Stunden ge-
sperrt. Auf dem Amt hat man jetzt
erkannt, daß, ganz abgesehen von dem
Montagsanstrom, noch im Technischen
einwilligen verborgene Fehlerquellen
bestehen müssen, deren Nachspürung
man sich unentwegt unterzieht. Un-
ter diesen Umständen sieht man denn
doch der nächsten Zukunft in Hamburg
mit ersten Besorgnissen entgegen,
denn ein längerer Verlegen der Fern-
sprecherverbindungen wäre einfach für
Störungen und Unbequemlichkeiten,
gleichsam Kinderkrankheiten, für die ersten
Tage erheben würden, das war aber
auch alles. Man wollte dergleichen
gern in Kauf nehmen gegenüber den
mannigfachen Vorteilen und auch
thatsächlich vorhandenen Vorteilen des
neuen Systems, die hauptsächlich auf
eine bessere Verbindung und auf
eine schnellere Verbindungen hinauslie-
fen.

Der Centralpark in New York wur-
de kürzlich von allen Hunden und
Kagen befreit, die dort herrenlos um-
herliefen. Die Thiere wurden erschos-
sen. Bald stellte sich heraus, daß man
damit einen dummen Streich bezog.
Die Ratten vermehren sich selber im
Park in einer Weise, daß sie sogar die
Menagerie bedrohen, und daß die
wilden Thiere „wild“ werden aus
Furcht vor den Massen der freien
Rager. Jetzt wird man wohl wieder
„herrenlose“ Hunde und Kagen auf
Kosten der Stadt anschaffen müssen,
um der neuen Plage zu begegnen.

Der Nervöse.
„Was, Du lernst Englisch?“
„Ja, weißt Du, ich will meinem
Freunde Booth's eine Freude machen
und ihn zu seinem Geburtstag auf
englisch — anpumpen!“

Von der Schmiere.
Schmierendirektor vom Bonvivant:
„Was haben Sie sich fortwährend um
meine ledige Tochter herumzudrücken,
Sie Mitgiftjäger?“

Entbehren heißt unglücklich sein!
Für jeden Menschen gibt es Dinge,
auf die zu verzichten er sich bequemt
muß.

Von einer großen Sorge sind wir
befreit. In Cleveland wurden die
Stellen plötzlich freitender Raugum-
mi-Arbeiterinnen anderweitig besetzt,
so daß jetzt ungehört weitergetaut wer-
den kann.

die römische Kriegsgeschichte weiß da-
von zu erzählen, daß bei den Grenz-
wachen Hunde benutzt wurden, die
durch ihreellen das Roben der Fein-
de ankündeten und die Besatzung bei
Zeiten alarmirten. Im Mittelalter
wurde ebenfalls der Hund als Wächter
der Festungen oder des Feldlagers ver-
wendet, er diente sogar zur Bewachung
der Gefangenen. Im Kampfe wur-
den sie gegen die Reiterei zu Felde ge-
führt; die Hunde erhielten dann ein
Gefäß mit brennenden Stoffen auf
den Rücken gefesselt und wurden so
auf die feindlichen Reiter losgelassen.
Eine Zeit lang trugen diese Hunde
eine regelrechte Rüstung aus Stahl,
die mit zahlreichen spitzen Stacheln
versehen war. In den Schlachten
von Granson und Murten im Jahre
1476 lieferten die Schweizer und die
Burgunder Hunde sich eine regelrechte
Schlacht. Bei Murten wurden die
burgundischen Hunde vollkommen ge-
schlagen. Später ließ Karl der Fünfte
4000 Hunde aus England kommen,
die im Feldzuge gegen Frankreich dien-
en sollten.

Bei Valenza nahmen die französi-
schen Hunde an dem Kampfe theil, und
die spanischen Kriegshunde waren es,
die hierbei ihre Feinde überwandern
und zersprengten. Auch in dem me-
ritanischen Feldzuge spielten die fran-
zösischen Kriegshunde eine wichtige
Rolle; die Thiere waren sorgsam ab-
gerichtet und wurden zu einem Schrei-
fen für die Mexikaner, welche schließ-
lich ihre vierbeinigen Gegner mit Gift
betäubten. Auch in dem letzten
türkisch-russischen Kriege setzten in
der russischen Armee die Kriegshunde
nicht. Im modernen Kriegswesen hat
sich die Rolle des Hundes freilich ge-
wandelt; er dient nicht mehr als
Streiter: seine Aufgabe ist es, den in
der Feuerlinie liegenden Truppen
Munition zuzutragen, Befehle an die
Vorposten zu befördern und nach Ver-
wundeten zu suchen, die von den Sa-
nitätsmannschaften vielleicht übersehen
worden sind.

Einige 600 Jahre alte Uhr.
Im Dom von Greter ist nun durch
den Bürgermeister die alte astronomi-
sche Uhr feierlich wieder in Gang
gesetzt worden, die seit Jahrhunderten
die Stunden der Andacht und der
kirchlichen Verrichtungen anzeigte. Der
ehrwürdige alte Zeitmesser, der jetzt
auf einem mächtigen Eichengefüß in
einer Seitentafel seinen neuen Platz
gefunden hat, ist im Jahre 1317 her-
gestellt worden. Ursprünglich stand er
am Hauptschiff. Die Uhr gilt als die
älteste ihrer Art in England; vor dem
Transport an ihren neuen Standort
wurde sie von einem herzoglichen
Fachmann des Uhrmacherwesens
sorgsam geprüft und repariert.

Unerwartete Folg n.
Der Centralpark in New York wur-
de kürzlich von allen Hunden und
Kagen befreit, die dort herrenlos um-
herliefen. Die Thiere wurden erschos-
sen. Bald stellte sich heraus, daß man
damit einen dummen Streich bezog.
Die Ratten vermehren sich selber im
Park in einer Weise, daß sie sogar die
Menagerie bedrohen, und daß die
wilden Thiere „wild“ werden aus
Furcht vor den Massen der freien
Rager. Jetzt wird man wohl wieder
„herrenlose“ Hunde und Kagen auf
Kosten der Stadt anschaffen müssen,
um der neuen Plage zu begegnen.

Der Nervöse.
„Was, Du lernst Englisch?“
„Ja, weißt Du, ich will meinem
Freunde Booth's eine Freude machen
und ihn zu seinem Geburtstag auf
englisch — anpumpen!“

Von der Schmiere.
Schmierendirektor vom Bonvivant:
„Was haben Sie sich fortwährend um
meine ledige Tochter herumzudrücken,
Sie Mitgiftjäger?“

Entbehren heißt unglücklich sein!
Für jeden Menschen gibt es Dinge,
auf die zu verzichten er sich bequemt
muß.

Von einer großen Sorge sind wir
befreit. In Cleveland wurden die
Stellen plötzlich freitender Raugum-
mi-Arbeiterinnen anderweitig besetzt,
so daß jetzt ungehört weitergetaut wer-
den kann.